Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 207 (1934)

Artikel: Kalenderweisheiten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brand des Schwabentorturmes in Schaffhausen.

Phot. C. Koch, Schaffhausen.

„Um Himmelswillen," stottert die Wirtin, „wenn er sie erwischt!"

Seelenruhig legt ihr Mann den abgenagten Knochen in den Teller zurück und ergreift das Glas. „Er soll nur den Berg hinauf jagen," erwidert er boshaft grinsend, „er kommt noch früh genug an den falschen Ort. Nerina ist gemächlich bergab gepilgert, zu ihren Verwandten im Dorf. Nicht dem Brigadiere, uns ist der Fang gelungen. Prost!"

Kalenderweisheiten.

An der Spitze aller Büchererscheinungen marschiert alljährlich in ungeheuren Massen der Kalender. Unzählige gibt es für jeden Beruf, jedes Handwerk, für jede Wissenschaft, für Sport und Spiel, Wandern und Reisen, Geschichte und Naturwissenschaft, Kunst und Literatur, Astronomie und Astrologie, Geschäfts- und Familienkalender, in Buchform und zum Abreißen. Der Kalender ist eben ein unentbehrlicher Zeitmesser für das Wirtschafts- und Familienleben. Aber nicht nur, weil er wie eine genau gehende Uhr die Geschäftszeit regelt, sondern noch aus einem anderen Grunde, welcher der mystischen Anlage des Menschen entspricht. Der Kalender war Ratgeber und Prophet für alle Fragen der Zukunft, über Ausfall der Saaten und der Ernte, über das Eintreffen von Krankheit und die Gestaltung des Schicksals. Man soll nicht über jene Menschen lächeln, die den Kalender zur Richtschnur ihres

Lebens machten, denn auch wir Modernen haben unseren Aberglauben. Deshalb gerade müßte es reizen, die Entwicklung des Kalenders zu studieren, weil er wie kein anderes Buch das interessanteste Denkmal menschlichen Volksglaubens ist.

Die ersten Kalendermacher waren die Priester; da ist es nicht verwunderlich, daß sich Religion und Kalenderwesen eng miteinander verknüpften. Schon bei den alten Griechen war die Zeitbestimmung eine wichtige Angelegenheit der Priester. Denn sie mußten den ersten Tag eines jeden Monats öffentlich ausrufen. Das Wort für Ausrufen lautet im Griechischen „Kalein", das unseren Kalendern den Namen gab. Allerdings beschränkte sich die Ankündigung der Priester nicht auf diese Äußerlichkeit, sondern sie legten das Hauptgewicht auf prophetische Voraussagen über Wetter, Schicksal und Krieg, indem sie mit Hilfe einer Geheimkunde in Wolken, Regen, Wind, Vogelflug und den Eingeweiden der Opfertiere forschten.

Auch die Priester unserer Altvorderen verstanden es, die Witterung vorherzusagen. Später stellten sie mit Hilfe der altgermanischen Runenschrift hölzerne Kalender her. Noch bis ins 7. Jahrhundert verkürzte man sich mit deren Anfertigung die Winterabende.

Eine weitere Stufe der Entwicklung bezeichnet das Auftreten des immerwährenden Kalenders. Die Kirchenversammlung von Nicäa (325) gab ihm die Gestalt und die feststehende Benennung der Tage und Feste nach Heiligen. Daß in der Folgezeit die Mönche die besten Kalendermacher wurden, ist natürlich. Gewisse Klosterkalender enthielten 24 Merkverse, wobei je zwei Verse für einen Monat bestimmt waren und aus Heiligennamen gebildet wurden. Beide Verse hatten so viel Silben, wie es Monatstage gab. Ein solcher Kalender wurde nach den Anfangsbuchstaben des Januars „Cisio-Janus" genannt. Oswald von Wolkenstein, einer der letzten Minnesänger, dichtete folgenden Merkvers:

Dezember. Hilf uns, Barbara,
St. Nikolaus und Maria,
Dazu die minnigliche Luzia,
Daß wir der Sünden werden bar,
Herr Thomas und der heilige Christ,
Steffen, Hans, Kind, Thommel frißt. Silvester.

Die entsprechende Zahl der Silben entspricht dem Tage des Heiligen, der in dem Verse enthalten ist. Auch Luther verfaßte als Anhang zu einem Gebetbuch einen Cisio-Janus.

Ein neuer Abschnitt in der Kulturgeschichte des Kalenders begann im 15. Jahrhundert mit dem steigenden Ansehen der Astronomie und Astrologie. Ausgehend von der Lehre des Aristoteles über die vier Grundelemente des Weltalls und gestützt auf die Annahme vom Einfluß der Sterne auf die Erde, machte sie die chronologischen Beigaben der Kalender zum Tummelplatz des tollsten Aberglaubens. Es entstanden „Bauernpraktiken", wie man damals die Kalender nannte, für die Landwirtschaft, „Komplexionen", die Krankheitsdiagnosen brachten, „Prognostiken", die wichtige Weltbegebenheiten voraussagten, alles „aus den vier Elementen und Einfluß und Neigungen der himmlischen Planeten den Menschen zu wissen von nöten". In einem solchen Kalender prophezeite ein gewisser Johann Stöfler, Astrolog und Mathematiker: „Im Februar 1524 wird eine Sintflut kommen." Andere Gelehrte bestätigten diese Angabe des berühmten Astrologen. Karl V. geriet darob allen Ernstes in große Sorge, und man riet ihm, auf einen der höchsten Berge zu flüchten; die Sintflut käme auf jeden Fall, da dieses Ereignis mit einer Konjunktion des Saturns, Jupiters und Mars zusammenhänge, die im Zeichen der Fische geschehe. Der Präsident Auriol von Toulouse ließ für sich und seine Schätze eine große Arche bauen; andere Begüterte flüchteten mit ihren Reichtümern auf hohe Berge. Einer der Schlauesten war der Bürgermeister von Wittenberg; er ließ ein großes Faß Bier auf seinen Hausboden schaffen, um bei Wasserüberfluß doch des edlen Gerstensaftes nicht entbehren zu müssen. Unter Hangen und Bangen kam endlich der gefürchtete Monat. Aber in seinem ganzen Verlauf fiel kein Tropfen Regen, nur im Norden etwas Schnee. Man sah sich geäfft. Doch weder der Astrologe noch die Wissenschaft verloren dadurch an Ansehen. Vielmehr schrieben die Mönche die Nichterfüllung der Sintflut ihren inbrünstigen Gebeten zu.

Eine allgemeine Zutat zu dieser Kalendergattung ist die Lehre von der Kunst, den Planeten

eines Menschen zu finden. Wie weit die Herrschaft dieses Zeitgeistes ging, zeigt Schiller in Wallenstein, wenn er ihn bei der Beobachtung des Sternenhimmels sprechen läßt:

Glückseliger Aspekt. So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnisvoll zusammen,
Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars, in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.

Nach dieser Anschauung wurden auch die Tage in gute, mittlere und böse geschieden und ihre Einflüsse auf die menschlichen Unternehmungen und Handlungen bezeichnet. Danach kam man zu der auch heute noch weit verbreiteten Anschauung, die den Planeten Einfluß auf den menschlichen Charakter einräumt. „Der im Januar geboren wird", so schreibt ein Kalender, „der wird bald zornig und ist doch gütig und züchtig. Er gewinnt Frauenliebe und ist den schönen Künsten hold. Er wird wenig Kinder haben und sein erstes verlieren. Das Wasser wird ihm Gefahr bringen; alles, was er unternimmt, wird ihm sauer werden. Wenn er aber 23 Jahre alt wird, so wird er reich und glücklich. Erreicht er das 35. Jahr, dann erreicht er auch das neunzigste..."

Noch heute schwört mancher Bauer auf seinen hundertjährigen Kalender, der 1663 zum erstenmal erschien. Das war das Werk des Abtes Mauritius Knauer, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Kloster Langheim bei Bamberg lebte. Er sammelte mit Leidenschaft Wetternachrichten aus dem vergangenen Jahrhundert. Er war der Meinung, daß im künftigen Jahrhundert das Wetter genau so verlaufen würde, und stellte deshalb bestimmte Regeln auf. Allerdings scheint noch heute die Ableitung der Wetterregeln aus einer jahrelangen Beobachtung die sicherste Methode zu sein, wenn es nicht als völlige Unmöglichkeit angesehen werden soll, daß sich das Wetter in irgendeinem Zeitabschnitte wiederholt. Wird diese Annahme zugegeben, so sind Wettervoraussagungen, die sich auf lange Beobachtungszeiten stützen, gewiß nicht ohne Wert. In der Tat gibt es landläufige Wetterregeln, die zwar nicht immer und überall in treffender Weise die Witterung voraussagen, bei denen aber die Zahl der wirklich eintreffenden Fälle die Zahl der Ausnahmen überwiegt. Zwar hat der Volkswitz diese Regeln nicht mit vollem Unrecht zum Gegenstand des Spottes gemacht und ihren Wert mit dem humorvollen Beispiel gekennzeichnet: „Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt, wie es ist." Doch sind sie auch heute noch in den Kalendern üblich und angesehen.

Der Braungebrannte.

„Du machst ein Gesicht wie vier Sommermonate Regenwetter", sagte mein Freund Fred. — „Du brauchst Stoff? Willst Du eine Kurzgeschichte schreiben?

Da fällt mir die Geschichte mit Herrn Winger ein — habe ich Dir die schon einmal erzählt? Nein. Die ist gut. Und mindestens außergewöhnlich. Also vor einigen Jahren lernte ich Herrn Winger kennen. Er war dunkelbraun gebrannt. Ich bat ihn auf der Stelle, mir zu verraten, was für ein Öl er benutze, um diesen Grad der Bräune zu erreichen. Denn wir hatten in jenem Jahre noch gar keinen rechten Sonnenschein gehabt.

‚Gar kein Öl', sagte er. ‚Das ist bei mir tief eingebrannt. Das sitzt seit zwanzig Jahren in der Haut und wird wohl nie mehr verschwinden.'

‚Aber wo sind Sie denn so braun geworden?' fragte ich.

‚Am Amazonenstrom. Unter den Cuahallpi-Indianern.'

Ich sah ihn erstaunt an und muß wohl ein ziemlich blödes Gesicht dabei gemacht haben. ‚Cuahallpi-Indianer?' fragte ich. ‚Was haben Sie da gemacht?'

‚Eine Forschungsreise, mein lieber junger Freund. Ich habe vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt, den Amazonenstrom zu erforschen. Es ist bis heute noch keinem Europäer gelungen, Licht in dieses Dunkel zu tragen. Außer mir und einigen wenigen. Aber auch wir kennen nur Teile des gewaltigen Stromes. Ich kenne zum Beispiel nur den einen Indianerstamm, den der Cuahallpis, mit dem ich acht Jahre zusammengelebt habe.'